

Der dreifache Pfad der Mönche

Erfahrungen mit den „Evangelischen Räten“

Wir Mitglieder der alten Orden freuen uns, dass in den letzten Jahrzehnten auch im evangelischen Raum wieder solche Gemeinschaften entstanden sind. Sie nennen sich meist nach dem Vorbild von Taizé „Komunitäten“. Die Bezeichnungen „Mönchtum“, „Orden“ und „Kloster“ sind offenbar noch von der Geschichte belastet. Erst jüngst hat sich eine Gemeinschaft „Gethsemane-Kloster“ genannt, und auf den Evangelischen Kirchentagen wird neuerdings eingeladen ins „Evangelische Kloster“. Das Berneuchener Haus Kloster Kirchberg hat die Scheu vor der Bezeichnung „Kloster“ schon früher überwunden.

Allen Orden der katholischen und orthodoxen Kirchen, sowie allen evangelischen Komunitäten ist die Befolgung der „Evangelischen Räte“ gemeinsam. Damit ist ein Leben in Besitzlosigkeit, Ehelosigkeit und Gehorsam gemeint. „Evangelisch“ heißen sie, weil sie im Evangelium, vor allem im Leben Jesu begründet sind. „Räte“ heißen sie im Unterschied zu den Geboten. (Mk 10,17ff par. 1 Kor 7,25).

Hier scheint so etwas wie ein „Zweiklassensystem“ aufzutauchen, das Leben der „Weltchristen“ und das der „Ordenschristen“, zumal es bei Mt 19,21 heißt: „Wenn du vollkommen sein willst...“ Die Bezeichnung „Stand der Vollkommenheit“, die von diesem

Herrenwort abgeleitet ist, wurde inzwischen aus dem Verkehr gezogen, weil sie missverständlich ist. Wer diesen Rat befolgt, ist deshalb noch nicht ipso facto vollkommen. Vielmehr weist dieser Stand deutlicher auf den Vollendungsstand (vgl. Mt 22,30 par) hin. Ich hoffe zeigen zu können, dass es sich nicht um zwei Klassen handelt, sondern um zwei Stände, die sich gegenseitig ergänzen, einander stützen und helfen.

Geschichtlicher Ursprung

Als erster Mönch gilt Antonius (251-356). Er hörte mit achtzehn Jahren im Gottesdienst das Evangelium vom reichen Jüngling, fand sich persönlich angesprochen, verkaufte seinen Besitz, verteilte ihn unter die Armen und ging in die Wüste. Es war um die Zeit der „konstantinischen Wende“. Vorher, in der Zeit der Verfolgung, war es gefährlich gewesen, ein Christ zu sein. Nun fing es an gefährlich zu werden, kein Christ zu sein, vor allem, als dann das Christentum zur Staatsreligion wurde. Der Zustrom der Opportunisten setzte ein, eine äußerst bedenkliche Lage für die Kirche. Gegen diese Gefahr der Verbürgerlichung und Veräußerlichung des Christentums hatte der Heilige Geist „vorgesorgt“ und aus der Mitte der Kirche das Mönchtum entstehen lassen, gleichsam als

„Gegengewicht“ gegen diesen Trend zur Weltlichung. Man könnte etwas überspitzt sagen, die evangelischen Räte seien eine Kampfansage an die drei Teufelsmächte Materialismus, Sexualismus und Liberalismus.

Nehmen wir nun die evangelischen Räte im einzelnen in den Blick.

Zunächst die Armut:

Wir verwenden diesen Ausdruck heute nicht mehr gerne, weil wir ja nicht arm sind, sondern als Gemeinschaft oft über einen ansehnlichen Besitz verfügen. Der von Taizé favorisierte Ausdruck der „Gütergemeinschaft“ ist uns sympathischer, gibt aber den Sachverhalt nicht vollständig wieder. Wir verzichten nämlich auf das Recht, persönlich etwas zu besitzen. Vor der endgültigen Bindung durch die „ewige Profess“ machen wir ein regelrechtes Testament, in dem wir – vor allem zugunsten des Klosters – auf alles verzichten, was wir von den Eltern, als Erbschaft, durch Schenkung oder für unsere Arbeit empfangen. Das Kloster kommt dann für unseren Lebensunterhalt, für Ausbildung, Krankheit und Alter auf.

Warum dieser Verzicht auf persönlichen Besitz? Der Bankrott des Kommunismus hat doch gezeigt, dass das individuelle Besitzstreben der naturgegebene Motor einer gesunden und funktionierenden Wirtschaft ist!

Dazu ein Vergleich: Was würden wir sagen, wenn jemand seinem geliebten Partner ein besonders schönes Geschenk macht, dieser jedoch, von der Gabe so begeistert, darüber den Geber vergäße? Diesen Irrsinn leisten wir uns Gott gegenüber laufend, was eine Ursache für viele Unordnungen ist. Um diesen Missstand entgegen zu wirken, schieben wir das Verlangen nach persönlichem Besitz ein Stück weit von uns.

Geschichtlich kann man sagen, dass das Beispiel der Urkirche hier nachgewirkt hat. Von ihr heißt es: „Alle, die gläubig geworden waren, bildeten eine Gemeinschaft und hatten

alles gemeinsam. Sie verkauften Hab und Gut und gaben davon allen, jedem so viel, wie er nötig hatte.“ Die letzte Wendung ist in die Regel des hl. Benedikt eingegangen. Man hat gesagt, das Mönchtum sei aus dem Heimweh nach der Urkirche entstanden. Allerdings hat sich die Gütergemeinschaft der Urkirche in dieser Form nicht bewährt, denn nach wenigen Jahrzehnten wurden alle so arm, dass Paulus ein Hilfswerk organisieren musste zur Unterstützung der Jerusalemer Gemeinde (2 Kor 8 und 9). Dennoch hat das Beispiel der Urgemeinde Schule gemacht. Die ersten zölibitischen Mönchsgemeinschaften verzichteten zwar auf persönlichen Besitz, nicht aber auf Besitz der Gemeinschaft. In dieser Gestalt hat sich das Gelübde der Armut durch die Geschichte hin bewährt. Es ist charakterisiert durch Freiwilligkeit, Genossenschaftlichkeit und Zeichenhaftigkeit.

In der Folgezeit waren die Klöster dann oft mehr gefährdet durch großen Reichtum: Schenkungen, Erbschaften und Landbesitz wurden ihnen vermacht, um sich auf diese Weise des fürbittenden Gebetes der Mönche zu versichern. Könige und andere Grundherren stifteten Klöster als Grablege für ihr Geschlecht, nicht selten auch zur Sicherung ihres politischen Einflusses. Der Reichtum der Klöster drückte auf die Disziplin – immer wieder wurden Reformbewegungen notwendig – und weckte die Begehrlichkeit der Großen, so dass es zu Plünderungen, Enteignungen und Säkularisierungen kam.

Für mich ist die klösterliche „Armut“ der leichteste von den drei evangelischen Räten. Ich empfinde sie als Entlastung, brauche mich nicht mit dem Finanzamt zu ärgern, brauche keine Steuererklärung abzugeben und mich mit Schulden und unbezahlten Rechnungen zu belasten. Die Finanzen sind in unserem Konvent kein Thema. Wir wissen auch nicht, wieviel Urlaubsgeld die einzelnen erbitten oder bekommen. Es ist Ehrensache, dem Kloster unnötige Kosten zu ersparen.

Durch ihren Besitz waren viele Klöster in der Lage, stattliche Gebäude und schöne Kirchen zu bauen. Die Devise Benedikts, dem Gottesdienst solle nichts vorgezogen werden, wollte man auch durch ein möglichst schönes Gotteshaus befolgen. Für unsere Neresheimer Abteikirche, dem letzten Werk Balthasar Neumanns, suchte man die besten Künstler, die es damals gab, um schon durch das Bauwerk ein Bekenntnis abzulegen. Heute, im Zeitalter des Tourismus, bietet unsere schöne Kirche die Chance der Glaubensverkündigung an viele Menschen, die unsere Gottesdienste nicht mehr besuchen, aber von den Kunstwerken angezogen werden. Dazu tragen besonders entsprechende Kirchenführungen bei. Für uns Neresheimer ist hier auch eine beachtliche Geldquelle entstanden, obwohl wir weder Eintrittsgeld erheben noch Taxen für die Führungen. Viele Besuchergruppen kehren aber in unserer Gaststätte ein und tragen auf diese Weise zur Existenz des Klosters bei.

An dieser Stelle sei auch vermerkt, dass unsere Klöster nicht von der Kirchensteuer finanziert werden, sondern nach benediktinischer Tradition auf eigenen Füßen stehen. Das hängt mit der „Exemption“ zusammen, die von den Klöstern im Laufe ihrer Geschichte erkämpft wurde. Sie unterstehen in personeller und finanzieller Hinsicht nicht dem Bischof, sondern unmittelbar dem Papst. Im Hinblick auf die umfangreichen Renovierungsarbeiten an Kirche und Kloster sind wir jedoch angewiesen auf die Hilfe des Denkmalamtes, sowie des von uns gegründeten Vereins zur Erhaltung der Kirche und des Klosters.

Ehelosigkeit

Auch dieser Ausdruck trifft nicht den ganzen Sachverhalt. Wir verzichten nicht nur auf die Ehe, sondern nach dem Beispiel Jesu auf jede sexuelle Erfüllung. Als Jugendseelsorger

habe ich gerne ein Gleichnis gebraucht, um diesen Sachverhalt anschaulich zu machen: den Wildbach. Schön ist er, wenn er von den Bergen herunterschäumt, Wasserfälle bildet, Mühlen treibt, dann in einen Fluss mündet, Schiffe trägt und schließlich sich ins Meer ergießt. Man kann mit dem Wildwasser aber noch etwas anderes machen. Mittels einer Talsperre kann das Wasser in Turbinen gelenkt und elektrischer Strom erzeugt werden, der ein ganzes Land mit Licht und Kraft versorgt. – Der Wildbach ist ein Gleichnis für die Sexualität, eine menschliche Kraft, die große Aufgaben zu erfüllen hat. Der normale Weg führt in die Ehe, die bekanntlich nach katholischem Verständnis ein Sakrament ist und viel mit Gott zu tun hat. Es geht beim Zölibat nicht um eine Abwertung der Ehe. Aber es gibt eben auch den anderen Weg: Talsperre: Das bedeutet nicht Verdrängung der Sexualität – ein Fall für den Therapeuten – sondern Verwandlung. Deshalb sprechen wir nicht gerne von „Sublimierung“, um nicht den Anschein zu erwecken, als handle es sich um einen psychologischen Trick. Eine Verwandlung können wir nämlich nicht mit eigener Anstrengung erreichen. Sie kann uns jedoch in der Lebensgemeinschaft mit IHM geschenkt werden, mit dem wir uns in der täglichen Eucharistie verbinden. Die Ehelosigkeit Jesu, an der wir teilhaben wollen hat übrigens nichts mit Sexualfeindlichkeit zu tun, wie uns gelegentlich vorgeworfen wird. Jesu wirkte sein erstes „Zeichen auf einer Hochzeit, bei der er den Leuten ein generöses Geschenk machte: 600 Liter Spitzenwein: Damit hat er doch sein Ja gesprochen zur Ehe und zur Sexualität. Wenn er selbst unverheiratet bleibt, so hat das mehr mit Heilung und Heiligung der sexuellen Sphäre zu tun. Das zeigt sich zum Beispiel darin, dass Katholiken statistisch mehr Kinder haben, obwohl ihre Priester und Ordensleute alle unverheiratet sind. Auch der entschiedene Kampf gegen die Abtreibung kann hier genannt werden. Vermutlich sind auch Ehescheidungen seltener.

Führt der Zölibat aber nicht zur Heuchelei und zu sexuellen Abartigkeiten? Es sei nicht gelegnet, dass es hier zu Verfehlungen kommt. Doch aufs Ganze gesehen wird der Zölibat gehalten.

Für mich ist der Verzicht auf Frau und Kinder einschneidender als der Verzicht auf persönlichen Besitz und macht immer wieder einmal zu schaffen. Aber er ist kein „Dauerbrenner“. Er schenkt eine intimere Beziehung zu unserem HERRN: Er macht frei für Gott und die Menschen – ja, auch für die Menschen.

Der Zölibat weist über unser irdisches Leben hinaus. Bei unseren Seminaren für Geschiedene oder Alleinerziehende habe ich gesagt: Die Ehe zwischen Mann und Frau ist noch nicht das letzte und eigentliche Glück und Ziel des menschlichen Lebens, sondern eine Vorstufe, eine Vorübung und ein Vorbild für eine andere Partnerschaft, auf die wir Zölibatäre gesetzt haben. Sie sollen das Scheitern ihrer Ehe einmal als Einladung verstehen, die Beziehung zum eigentlichen „Lebensgefährten“ zu vertiefen. Ich war immer wieder überrascht, dass ein solcher Hinweis nicht als frommes Mönchsgeschwätz abgetan, sondern mit Verständnis aufgenommen wurde.

Gehorsam

Als schwersten der drei evangelischen Räte empfinde ich den Gehorsam. Die Freiheit ist doch – etwa im Vergleich zum Tier – etwas spezifisch menschliches, das, was die Würde des Menschen ausmacht und Faszination bis heute besitzt. Gerade der moderne Mensch und Christ legt Wert auf seine Mündigkeit. Gehorsam hat dagegen keine Faszination. Er scheint der Würde des Menschen zu widersprechen. Die Brüder von Taizé haben dies offenbar auch empfunden und sprechen hier von „Anerkennung einer Autorität“. Benedikt

sagt dagegen gleich am Anfang seiner Regel: „Lasst uns in der Mühsal des Gehorsams heimkehren zu dem, den wir in der Trägheit des Ungehorsams verlassen haben.“ Damit spielt er auf die Ursünde an, die eine Sünde des Ungehorsams war. Auch hier zunächst ein Gleichnis: Das Pendel. Wenn ich es lasse, „freigebe“, liegt es unbeweglich auf dem Boden. Wenn ich es anbinde, wird es lebendig. Je fester ich es binde, desto größer kann die Belastung sein. Je höher ich den Haltepunkt wähle, desto größer wird der Spielraum seiner Bewegung. So ist es mit der menschlichen Freiheit. Der Mensch hat keine absolute Freiheit wie Gott, sondern eine relative, eine „abhängige“ Freiheit. Je fester die Bindung nach „oben“ ist, desto größer kann die Belastung sein. Und je höher ich den Haltepunkt wähle, desto größer wird der Freiheitsraum.

Benedikt sagt: „Necessitas parit coronam.“ In „necessitas“ steckt das Verb *cedere*. Daher kann *necessitas* mit Standfestigkeit übersetzt werden. Ich gebe diese *Maxime* gerne wieder mit den Worten „Durch Bindung zur Freiheit“. Fr. W. Weber sagt es in seinem Buch „Dreizehnlinden“ im Blick auf die Mönche so: „Freiheit ist der Zweck des Zwanges, wie man eine Rebe bindet, dass sie – statt im Staub zu kriechen – frei sich in die Lüfte windet.“

In der „Regel des geistlichen Lebens“ der Evangelischen Michalesbruderschaft (Ausgabe 1946) steht: „Auf diese Weise wollen sie aus einem unverbindlichen und daher kraftlosen Christentum heraus, suchen Halt durch das Hineinwachsen in eine tragende Gemeinschaft. Durch die äußere Ordnung soll die innere Ordnung ihres geistlichen Lebens gefördert werden. In der allgemeinen Zerfahrenheit (...) wollen sie durch Bindung in einen höheren Raum der Ordnung vorstoßen.“

Wie wirkt sich nun das Gelübde des Gehorsams im Alltag aus? Zunächst dadurch, dass der ganze Tagesablauf geregelt ist. Vor allem



verlangen die fünf täglichen Gebetszeiten Präsenz und Disziplin. Aber auch zu den Mahlzeiten und den anderen gemeinsamen Terminen ist Pünktlichkeit erwünscht. Sie ist die „Höflichkeit der Könige“ und das ABC des Gemeinschaftslebens. Dann aber wird der Gehorsam bei auswärtigen Terminen akut. Sie müssen mit dem Abt abgesprochen werden und werden längst nicht immer genehmigt. Am einschneidendsten wirkt sich der Gehorsam aus bei der Entscheidung über die Arbeitsgebiete der Einzelnen. Dabei muss der Abt die Bedürfnisse und Notwendigkeiten der Gemeinschaft voranstellen. Aber er wird natürlich auch die Begabungen und Fähigkeiten seiner Mönche berücksichtigen. Erstaunlicherweise erfahren wir gerade hier das Geheimnis der Freiheit. Vermutlich werden sich in kaum einem anderen Lebensstand die verschiedenen Begabungen und Neigungen der Einzelnen so frei entfalten können wie im Kloster. Das ist schon dadurch möglich, dass in einer solchen Gemeinschaft die verschiedensten Aufgaben zu erfüllen sind. Da braucht man Handwerker und Wissenschaftler, Künstler und Gärtner, Buchhalter und Bibliothekar, einen Chronisten und einen Verwaltungsfachmann, einen Organisten und einen Bäcker, einen Kantor und einen Metzger, Prediger und Tagungsleiter, Landwirte und Autoschlosser und viele andere Berufe. Praktisch spielt es sich so ein, dass die meisten auf Grund ihrer Gaben und Interessen ihre Aufgabe selbst entdecken und der Abt nur eine ordnende Verantwortung hat und seinen Segen dazu gibt.

Bei mir ging das so: Als ich mit dem Studium fertig war, wurde in der Buchhaltung jemand gebraucht. Mein Abt dachte, „der Beda kommt aus einer Kaufmannsfamilie, den stecke ich in die Verwaltung.“ Aber dann stellte er schon bald fest, dass ich alle Flügel hängen ließ und für diesen Posten nicht geeignet war. Es ergab sich, dass ich einen Mitbruder bei einer Jugendveranstaltung vertreten musste. Das macht mir Freude, der

Abt erkannte, dass ich bei der Jugend gut ankam und ließ mich in der Jugendarbeit – zwanzig Jahre lang. Nach dem Konzil kam der Abt vom Äbtekongress in Rom zurück und erklärte mir, der Papst hätte den Äbten das ökumenische Anliegen anvertraut. Ich hätte inoffiziell schon damit begonnen – den Impuls hatte ich während des Krieges bekommen durch Bibellektüre mit einem evangelischen Kameraden – jetzt gäbe er mir den Auftrag, die ökumenische Arbeit offiziell in die Hand zu nehmen und als Zweig unseres Neresheimer Programms aufzubauen.

Aus den ökumenischen Veranstaltungen wurden wir dann zu Meditationskursen geführt.

Die Teilnehmer erklärten nämlich, wenn sie für ein Wochenende oder eine ganze Woche in ein Kloster kämen, wollten sie nicht nur Vorträge hören und diskutieren, sie suchten auch Anleitung zum Gebet, Vertiefung ihres geistlichen Lebens, Hilfen zum Glauben, ja, Erfahrungen mit Gott.

Durch die Meditation wurden „Besinnungstage für Politiker,“ Seelsorge in Ehekrisen und an konfessionsverschiedenen Familien angeregt, wurde ich zum Engagement in der Lebensrechtsbewegung geführt. Wie sich zeigt, können sich in einem Mönchsleben die Tätigkeiten verändern, den Bedürfnissen der Menschen und dem fortschreitenden Alter entsprechend.

Der Leser mag einwenden, dass Gehorsam ja auch in der „Welt“, in Beruf und Familie zu leisten sei. Dennoch ist der Gehorsam im Kloster anders motiviert und nicht im gleichen Maß „Sachzwängen“ unterworfen. Benedikt schreibt in seiner Regel „vom Weg des Heiles, der am Anfang nicht anders als eng sein kann. Schreitet man aber im klösterlichen Wandel und Glauben voran, so weitet sich das Herz, und man läuft den Weg der Gebote Gottes in unaussprechlicher Liebe“. (Prolog). Der Abt, dem wir Gehorsam versprechen, ist kein Ersatz für das Gewissen. Er ist meines Erachtens eine Art „Trainer“, der uns einübt,

